

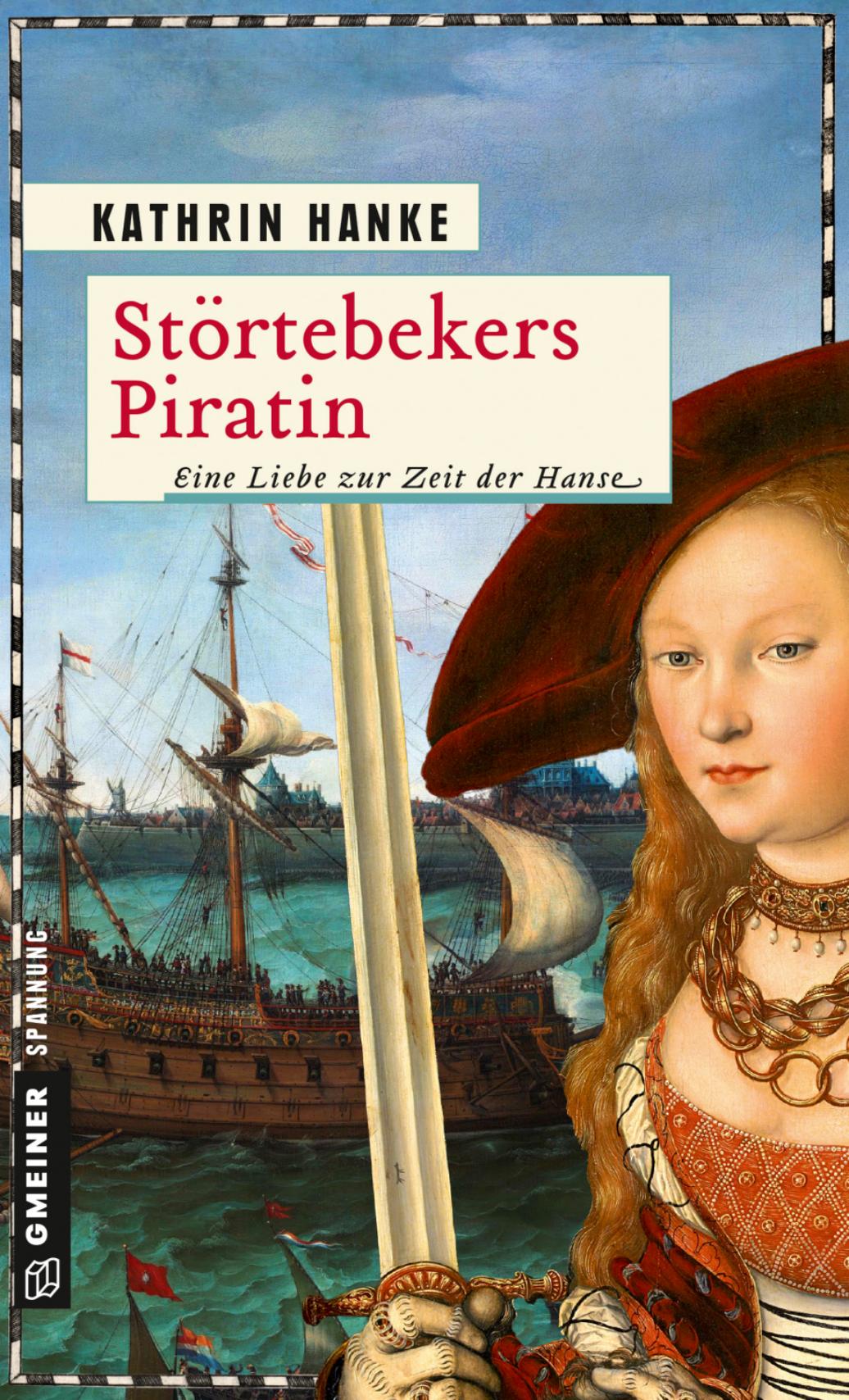
KATHRIN HANKE

Störtebekers Piratin

Eine Liebe zur Zeit der Hanse

SPANNUNG

GMEINER





KATHRIN HANKE
Störtebekers Piratin

DIE LEGENDE VOR DER LEGENDE Die Zeit der Freibeuter um 1367. Unter widrigsten Umständen kommt die kleine Ava nahe des Ewigen Meers in Ostfriesland zur Welt. Kurz nach ihrer Geburt verlässt die Mutter die Einöde ohne ihre Tochter, sodass die Kleine bei ihrer Großmutter Edda zu einem jungen Mädchen heranwächst. Dann wird Edda bei einem Überfall getötet – und ihr Mörder hat es auch auf Ava abgesehen. Doch sie kann fliehen und schlägt sich bis nach Mecklenburg in die Hansestadt Wismar durch, da sie glaubt, dort sicher zu sein. Hier trifft Ava auf Klaus Störtebeker. Der Sohn eines Gastwirts nimmt das Mädchen unter seinen Schutz, da taucht plötzlich Eddas Mörder in Wismar auf ...

Klaus Störtebeker ist eine der bekanntesten Persönlichkeiten seiner Zeit im norddeutschen Raum, doch wie kam es dazu? Kathrin Hanke erzählt die Legende vor der Legende. Gekonnt verknüpft sie historische Fakten mit den Volkssagen über den Meister der Piraten und lässt ihn auf Ava treffen, die selbstsichere junge Frau, die an seiner Seite kämpft, lebt und liebt.

© studioLine



Kathrin Hanke wurde in Hamburg geboren. Nach dem Studium der Kulturwissenschaften in Lüneburg machte sie aus ihrer Leidenschaft, dem Schreiben, ihren Beruf – sie schrieb als freie Mitarbeiterin Berichte für den Hörfunk und Zeitungen, arbeitete als Ghostwriterin sowie als Werbetexterin. Heute lebt Kathrin Hanke nach Stationen in anderen Städten mit ihrer Familie als freie Autorin in ihrer Heimatstadt Hamburg. Für ihre Bücher begibt sie sich immer wieder auf die Spuren historischer Figuren, da sie gern Fiktion mit wahren Begebenheiten verknüpft. Sie ist Mitglied bei HOMER, der Autorenvereinigung Historische Literatur e. V. sowie im Syndikat, der Autorengruppe deutschsprachiger Kriminalliteratur. Besuchen Sie die Autorin unter: www.kathrinhanke.com.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

Hamburgs dunkle Seiten (2019)

Die Engelmacherin von St. Pauli (2018)

Die Giftmörderin Grete Beier (2017)

Zusammen mit Claudia Kröger:

Heidefluch (2019)

So kocht Lüneburg (2018)

Mordheide (2018)

Heidezorn (2017)

Wermutstropfen (2016)

Heideglut (2016)

Mörderische Lüneburger Heide (2015)

Eisheide (2015)

Heidegrab (2014)

Blutheide (2013)

KATHRIN HANKE

Störtebekers Piratin

Eine Liebe zur Zeit der Hanse

SPANNUNG

GMEINER



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag
Instagram: @gmeinerverlag
Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2019 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2019

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung der Bilder von: © https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lucas_Cranach_the_Elder_-_Judith_with_the_Head_of_Holofernes_-_Google_Art_Project.jpg
und https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hendrik_Cornelisz._Vroom_-_The_Arrival_of_Elector_Frederick_V_of_the_Palatinate_and_Elizabeth_Stuart.jpg
und https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Norvegia_Regnum_-_no-nb_krt_00704.jpg

Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-6117-0

Für meine Eltern

1. Kapitel – 1367 nach Christi

»Über Stock und Stein«

Diese Redewendung wurde bereits um 1300 genutzt und meint so viel wie »über alle Hindernisse hinweg oder auch querfeldein«. Sie erinnert an die schlechten Wege, die von Wurzeln und oftmals auch umgestürzten Baumstämmen oder abgebrochenen Ästen, eben Stöcken, und natürlich auch von großen wie kleinen Steinen gespickt waren. Andere beziehen die Redensart auf Grenzzeichen, die im Mittelalter sowohl aus hölzernen Stöckern als auch aus Steinen bestanden haben.

*5. November 1367, im Moor zwischen dem
Brookmer- und Harlingerland*

DIE ÄSTE SCHLUGEN ihr hart ins Gesicht, doch sie registrierte es kaum. Und selbst wenn, hätte sie es einfach hingenommen. Sie kämpfte sich ganz bewusst durch das engmaschige Gestrüpp und war nicht auf dem Pfad geblieben, der ihr zwar die dicken Kratzer auf Stirn und Wangen erspart hätte, sie andererseits jedoch nicht wie die kräftigen Arme eines Vaters schützend umhüllt und vor den fremden Blicken und noch weitaus Schlimmerem bewahrt hätte. Wäre sie dem Pfad weiter gefolgt, wäre sie für ihre Jäger eine zu leichte Beute gewesen. Bald würden sie jedoch keine Büsche mehr schützen können, denn dann begannen die von Wasserläufen durchbrochenen Sümpfe, in denen nur noch vereinzelt hohe Sträucher standen, die einen Menschen verbergen konnten. Ihr blieb jedoch kein anderer Weg, nur die Hoffnung, dass ihre Verfolger sie nicht in dem Feuchtgebiet, in dem Gefahren lauerten, gegen die kein Schwert ankam und das grausamer sein konnte als Menschenhände, vermuteten und die entgegengesetzte Richtung zurück in den Wald einschlagen würden.

Geske atmete schwer. Sie spürte, wie eine kleine Welle des Schmerzes ihren Unterleib durchzog und hielt erschrocken für einen Moment inne. Konnte das sein? War es jetzt schon so weit? Die junge Frau hatte erst in ein paar Tagen damit gerechnet. Sie hockte sich hin

und fühlte ihren hart gewordenen Bauch. Der Schmerz breitete sich in ihren Eingeweiden aus und lief bis in ihren Rücken hinein, von wo aus er sich dann so schnell, wie er gekommen war, wieder verflüchtigte. Die Magd setzte sich erneut in Bewegung. Die kurze Zwangspause hatte ihr gezeigt, wie müde und erschöpft sie war. Sie war inzwischen seit knapp einer Woche unterwegs. Dabei war sie stets auf der Hut gewesen und hatte einige Umwege in Kauf genommen, um sich im Verborgenen zu halten. Vielleicht hätte sie das nicht tun sollen, dann hätte sie es noch rechtzeitig geschafft und es wäre nicht hier bereits losgegangen. Allerdings hatte sie schon direkt bei ihrem Aufbruch in Hamburg gemerkt, dass ihr jemand folgte. Zunächst hatte sie gedacht, es seien diese jungen Kerle, vor denen sie sich einfach nur sorgsam in Acht nehmen musste. So wählte sie ihren Weg durch die Hansestadt derart, dass sie immer dort entlangging, wo auch viele andere Menschen unterwegs waren, so, wie es geraten wurde. Seit einiger Zeit war es bekannt, dass sich junge Männer aus vermögendem Haus ihre Langeweile damit vertrieben, durch die Gassen zu ziehen, um sich an jungen Frauen zu vergehen. Sie schnappten sich die Mädchen am helllichten Tag von der Straße weg, verschleppten sie in einen Hauseingang, unter eine Brücke oder – auch das hatte Geske gehört – sperren sie für Tage in eine Kammer, und fielen nacheinander wie die Tiere über ihr Opfer her, wobei sie sich auch noch gegenseitig anfeuerten. Wenn die Männer fertig waren oder die Lust an dem Mädchen verloren hatten, ließen sie es einfach liegen. Bei ihren Vergehen waren sie immer ver mummt und keiner kannte ihre genaue Identität. Einzig dass sie Söhne von wohlhaben-

den Bürgern wie Kaufmännern und Ratsherren waren, hatten manche Mädchen aus ihren Gesprächen, ihrer Ausdrucksweise und ihrer teuren Kleidung geschlossen. So ermahnten die Väter ihre Töchter und die Ehemänner ihre Frauen, nicht allein das Haus zu verlassen.

Das Haus von Geskes Herrschaft lag zwar nicht in der Gegend, in der die Vermummten ihr Unwesen trieben, schließlich wohnten sie selbst dort, dennoch hatte die Magd an sie gedacht, als sie das Kaufmannshaus am Burstah verlassen und bald darauf den Verdacht gehabt hatte, dass ihr jemand hinterherschlich.

Ein weiteres Mal musste Geske innehalten. Der erneute Schmerz in ihrem Unterleib baute sich, wie davor auch, nur langsam auf. Je weiter er sich ausdehnte, desto mehr nahm er auch an Intensität zu, die stärker war als beim ersten Mal. Bald hatte er scheinbar ihre gesamte Körpermitte bis in deren letzten Winkel erfasst und sie hätte gern geschrien, um ihm etwas entgegenzusetzen. Schnell steckte sie sich die Faust in den Mund, während sie sich gleichzeitig zusammenkrümmte und abwartete, dass ihre Qualen ihren Höhepunkt erreichten, um dann, wie zuvor auch, wieder abzuebben. Schon vorhin, als sie noch durch den Wald gewandert war, waren immer mal wieder kleine Wellen durch ihren Unterleib gezogen, die ihren Bauch hatten hart werden lassen. Sie hatte angenommen, dass sie durch die Strapazen der Wanderung und auch durch ihre Nahrung, die lediglich aus altem Brot und Wasser bestand, hervorgerufen worden waren. Woher hätte sie es auch besser wissen sollen? Jetzt ahnte sie jedoch in ihrer Pein, dass es lediglich die Vorboten gewesen waren. Als es endlich vorbei war, blieb sie in der Hocke. Sie wollte einen

Augenblick verschnaufen – sie war so müde. Gerade als sie nach einer kleinen Weile wieder aufstehen wollte, um weiterzugehen, baute sich erneut eine Welle in ihr auf und übermannte sie. Diese war noch heftiger als die zuvor und die junge Frau dachte, sie könnte es kaum aushalten. Abermals hob sie ihre Faust und schob sie sich in den Mund, um keinen Laut von sich zu geben, und dann, nach einer scheinbaren Ewigkeit, kam endlich wieder die Erleichterung, als wäre nichts gewesen.

Geske richtete sich auf. Ihre Faust hatte sie blutig gebissen, doch das kümmerte sie nicht. Sie ahnte, dass sie schnell machen musste, wenn sie ihr Kind nicht hier, mutterseelenallein, bekommen wollte. Bald war sie im Sumpfbgebiet, der Baumbestand wurde bereits lichter, und dann hatte sie ihr Ziel fast erreicht – zumindest, wenn sie den richtigen Weg genommen hatte. Sie hatte das Gebiet einmal gut gekannt, aber das war lange her. Inzwischen hatte sich vieles verändert und sie ahnte nur noch die ungefähre Richtung, die sie einschlagen musste, da die Natur in diesem Landstrich einem stetigen Wandel unterlag. Vor allem das Wasser des Meeres suchte sich unermüdlich seinen Weg ins Landesinnere und grub sich beharrlich neue Schneisen. Deshalb musste sie Acht geben, nicht geradewegs ins Moor zu laufen und darin elendig für immer in die Tiefe der Erde hinabgesogen zu werden.

Wäre es nach ihr gegangen, hätte sie das Kind in Hamburg in ihrer Stube zur Welt gebracht, doch die Hausherrin hatte das nicht erlaubt. Bislang hatte sie jede unverheiratete schwangere Magd vor der Geburt weggeschickt. Über die Jahre waren es drei gewesen und keine von ihnen war zurückgekehrt. Das hatte ihr die

Köchin, die schon seit Beginn der Haushaltsgründung bei der Herrschaft arbeitete, erzählt, als sie eines Morgens mitbekommen hatte, wie Geske sich hinter dem Haus erbrach. Die Herrin, Juliane Spiekermann, hatte die Köchin aus dem Haus ihrer Eltern mitgenommen, als sie die Ehe mit Wilhelm Spiekermann eingegangen war. Beide stammten aus angesehenen Hamburger Kaufmannsfamilien und Juliane hatte ihrem Gatten im Laufe der Jahre drei Söhne geboren.

Geske hatte sich ihre eigenen Gedanken darüber gemacht, warum die Mägde nach ihrer Niederkunft nicht mehr zu den Spiekermanns zurückgekehrt waren. Zunächst hatte sie angenommen, die jungen Frauen hätten sich mit den Vätern ihrer Kinder zusammengetan, hatte dies aber wieder verworfen. Schließlich hätten sie dann, schon bevor der prallgefüllte Bauch zu sehen gewesen war, bei der Herrschaft um die Erlaubnis zur Heirat fragen können. Inzwischen glaubte Geske, dass die anderen Mägde zu ihren Familien heimgegangen waren oder sie waren nicht zurückgekehrt, weil sie sich schämten, da sie das Kind verkauft hatten, damit es auf einem Hof als Leibeigener sein Leben verbrachte. Natürlich gab es auch die Möglichkeit, dass die Frauen bei der Geburt gestorben waren, aber daran wollte Geske nicht denken, damals nicht und jetzt, hier in der Einöde, schon überhaupt nicht. Doch abgesehen vom Sterben, das in Gottes Hand lag, waren die anderen Möglichkeiten für sie nie in Betracht gekommen. Ab dem Moment, als sie geahnt hatte, dass ein Kind in ihr heranwuchs, hatte sie gehofft, mit ihm – wenn es erst lebend geboren war – ihrem ganz eigenen Plan vom Leben einen erheblichen Schritt näher zu kommen.

Dann hatte die Herrin sie jedoch zu sich gerufen. Juliane Spiekermann hatte auf ihren bereits leicht gewölbten Bauch gesehen, und in diesem Augenblick hatte sich das Kind in ihrem Leib zum ersten Mal geregt – so als wollte es dem bohrenden Blick ausweichen. Geske hatte geschluckt und unwillkürlich die Hand schützend auf ihre Rundung gelegt. Die Herrin hatte nicht gefragt, wer der Vater war, und sie war dankbar dafür gewesen, weil sie sonst hätte lügen müssen. Dennoch war sich Geske in jenem Moment plötzlich sicher gewesen, dass sie aus dem Haus gejagt werden würde, und ihr wurde zugleich klar, dass es ihren Vorgängerinnen ebenso ergangen war und sie nicht von selbst gegangen waren. Ganz abgesehen davon, dass sie als Unverheiratete sichtbar unkeusch gewesen war, machte die gottesfürchtige Juliane Spiekermann nicht den Eindruck, als würde sie es dulden, dass ihre Magd sich neben der Arbeit im Haushalt noch um ihr eigenes Kind kümmerte. Zu ihrer Überraschung hatte Juliane Spiekermann ihr dann allerdings den Vorschlag gemacht, dass sie ihr Kind in der Heimat gebären sollte, um dann, wenn sie wieder bei Kräften war, gemeinsam mit ihm zu den Spiekermanns zurückzukehren. Geske hatte ihr Glück kaum fassen können. Sie verstand zwar nicht so ganz, warum sie zu ihrer Niederkunft nach Ostfriesland zurückkehren sollte, um dann doch wieder hierherzukommen, doch dem Ton der Herrin hatte sie angemerkt, dass sie nicht widersprechen sollte. Natürlich hatte sie später darüber nachgedacht, dem Willen der Herrin nicht Folge zu leisten und irgendwo in Hamburg das Kind zur Welt zu bringen, dann hatte sie sich aber nicht getraut. Schließlich war die Herrin eine über jeden Zweifel erhabene Christin,

und wer wusste schon, ob sie nicht eine ganz besondere Verbindung zu Gott hatte. So ähnlich wie ein Pfarrer. Den hinterging man auch nicht.

»Du musst dir nach deiner Rückkehr keine Sorgen um dein Kind machen. Es wird hier bei dir im Haus bleiben können. Und während du deinen Pflichten nachkommst, kann die Köchin in der Küche auf dein Kind achtgeben. Glaub mir, alles wird gut. Aber bitte verstehe, dass ich hier im Haus keine Niederkunft dulden kann. Gott liebt alle Kinder, aber die Leute werden reden, weil du unverheiratet bist. Wenn du aber mit dem Kind aus deiner Heimat zurück bist, werden wir sagen, dass der Vater des Kindes von dort kommt und du ihn geheiratet hast, er jedoch plötzlich gestorben ist. Das wird das Beste für alle sein«, hatte Juliane Spiekermann ihren vorherigen Worten Nachdruck verliehen und obwohl Geske sich fragte, wer diese Geschichte glauben sollte, hatte sie erleichtert genickt. Hauptsache, sie konnte mit ihrem Kind wieder hierherkommen, der Rest würde sich dann schon ergeben, hatte sie gedacht und dachte es auch jetzt inmitten des Sumpfes. Dafür mussten das Kind und sie allerdings am Leben bleiben.

Vor fünf Tagen, als ihr stetig gewachsener Bauch es kaum noch zuließ, dass sie ihren Aufgaben im Haus nachkam, war sie aufgebrochen. Nur die Köchin und die Herrin hatten davon Kenntnis, da sie Juliane Spiekermann hatte versprechen müssen, niemandem sonst von ihrer Abmachung zu erzählen. Warum das Juliane Spiekermann so wichtig war, wusste Geske nicht. Die Münzen, die sie ihr Woche für Woche bis zu ihrem Aufbruch für ihr Schweigen aushändigte, hatte sie allerdings gern entgegengenommen und sich tatsächlich nieman-

dem anvertraut. Noch nicht einmal Wilhelm Spiekermann. Zu Beginn hatte sie es aus Berechnung nicht getan – auch sie hatte kein Interesse daran, dass der Herr von ihrem Gespräch mit seiner Ehefrau erfuhr – und dann war er sowieso weg gewesen. Er begleitete gerade seinen jüngsten Sohn, den zwölfjährigen Johannes, nach Nowgorod. Hier war das östlichste Kontor der Hanse angesiedelt, der Sankt-Peter-Hof, wo Johannes seine praktische Ausbildung zum Hansekaufmann aufnehmen und deswegen die nächsten Jahre verbringen würde. Im Anschluss sollte er in das Geschäft des Vaters einsteigen. Das alles hatte Wilhelm Spiekermann Geske vor seiner Abreise erzählt. Er hatte ihr noch viel mehr erzählt. Es war schön gewesen und hatte ihr die Kraft gegeben, trotz seiner Abwesenheit durchzuhalten – erst die für sie immer beschwerlicher werdende Arbeit im Haushalt und jetzt ihre Wanderung. Hoffentlich fand sie bald die Heimstatt ihrer Mutter, damit sie dort unter geübten und vertrauten Händen ihr Kind gebären konnte. Und bald darauf würde sie mit ihrem Neugeborenen, so, wie mit Juliane Spiekermann vereinbart, wieder nach Hamburg zurückkehren und nicht wie die anderen Mägde ausbleiben.

Es begann zu dämmern. Geske fröstelte. Sie war zwar in diesem Landstrich geboren, doch hatte sie sich hier schon als kleines Mädchen fehl am Platz gefühlt. Das hätte sie auch getan, wenn ihre Mutter sie nicht in der Einsamkeit, sondern in einer der Siedlungen großgezogen hätte. Sie war für das raue und einfache Leben in Ostfriesland nicht geschaffen. Sie wollte etwas Besseres für sich. Immer schon. So war sie mit 13 Jahren aufgebrochen und hatte sich alleine bis in die Hansestadt

durchgeschlagen. Dort, auf dem Hopfenmarkt, hatte sie die Köchin der Spiekermanns kennengelernt – der älteren Frau war der Kartoffelkorb heruntergefallen und Geske hatte ihr geholfen, die Erdknollen wieder einzusammeln. Sie waren ins Gespräch gekommen, sie hatte erzählt, dass sie eine Arbeit suche und die Köchin hatte sie sofort unter ihre Fittiche genommen. Mit den Worten »Nicht dass du noch in die falschen Hände gerätst« hatte die Köchin sie mit in das Kaufmannshaus am Burs-tah genommen und ihr nach einem Gespräch mit der Hausherrin gesagt, dass sie bleiben konnte. Sie fragte sich, wie ihre Mutter reagierte, wenn sie bald wieder in deren Eingang stand. Sie war damals ohne Abschied mitten in der Nacht verschwunden.

Abermals kam eine Wehe. Dieses Mal war sie so heftig, dass Geske meinte, es nicht ertragen zu können. Sie schmeckte das Blut ihrer schnell in den Mund geschobenen Faust auf ihrer Zunge, doch das machte ihr nichts, denn im selben Augenblick spürte sie, wie es zwischen ihren Oberschenkeln warm wurde und Wasser aus ihr herauslief. Was war das? Würde jetzt das Kind hinterherkommen? Geske wurde schwindelig und gleich darauf schwarz vor Augen, obwohl die Sonne noch ihr letztes Licht auf den Flecken Erde hinunterschickte. Die Magd sackte in sich zusammen. In ihrer Ohnmacht bekam sie nicht mehr mit, wie eine Gestalt vorsichtig aus dem Dickicht heraus auf sie zutrat.

*In der Nacht vom 5. auf den 6. November
1367, eine Höhle im Brookmerland*

EDDA SENKTE DEN GROSSEN HOLZLÖFFEL in den Kessel, der an einem Dreifuß über der Feuerstelle hing, und rührte die im heißen Wasser schwimmenden Leinwandlappen noch einmal um, bevor sie sie mithilfe des Löffels herausfischte und auf ein neben der Schlafstatt ausgebreitetes Tuch legte. Dann griff sie in ein kleines Körbchen und klaubte etwa eine Handvoll Kamillenblüten daraus. Es waren die letzten aus ihrem Vorrat. Sie hatte sie bereits im Mai, etwa fünf Tage nach der Blüte, gepflückt und getrocknet. Sie war froh, wenigstens noch einen Rest übrig zu haben, und nahm sich vor, im nächsten Jahr mehr zu sammeln, während sie die Blüten über die abgekochten und langsam wieder abkühlenden Lappen streute. Sie würde die Lappen bald brauchen und wollte vorbereitet sein, wenn es so weit war. Und die Blüten würden ihr Übriges tun. Hoffentlich. Die Alten hatten die Kamille dem Gott des Lichts, Baldur, geweiht. Warum, wusste Edda nicht, vielleicht, weil sie so rein und dabei strahlend aussah in ihrer Winzigkeit? Aber sie wusste, dass der Duft der Kamille beruhigend wirkte und half, dass Wunden sich nicht entzündeten.

Edda ließ ihren Blick über die Gestalt gleiten, die mit geschlossenen Augen auf den Fellen lag. Sie hatte die Felle auf das Tuch, das das Strohlager bedeckte und auf dem sie selbst sonst ruhte, geworfen, damit es wärmer

für die Daliegende war. Sie glich ihr wie keine Zweite und dennoch wusste Edda, dass sie unterschiedlicher kaum sein konnten. Das lag keineswegs an der Anzahl an Jahren, die sie beide trennten. Es waren fast auf den Tag genau 16 Jahre, die Edda älter war, und gerade als ihre Gedanken nun in die Vergangenheit abschweifen wollten, verzog sich das Gesicht der Jüngeren und ihre Augen öffneten sich. Ihr Mund ging auf und sie entließ einen langgezogenen klagenden Schrei, der Edda erschauern ließ. Nicht weil es ihr graute oder sie nicht wusste, was sie tun sollte – sie hatte schon so einige Frauen ähnlich schreien hören und ihnen geholfen. Auch sie selbst hatte es einst getan. Ihr Herz krampfte sich zusammen, weil es ihre Tochter war, die da vor ihr lag und das ertragen musste, was so viele Frauen vor ihr erduldet hatten und auch noch nach ihr erdulden würden. Und als ihre Mutter fühlte Edda jeden Schmerz, der Geske in diesen Augenblicken heimsuchte, mit. Wie gern hätte sie ihrer Tochter die Qualen abgenommen und für sie ausgehalten, doch das lag nicht in ihrer Macht. Wenigstens konnte sie sie lindern. Zuvor musste sie jedoch überprüfen, wie weit fortgeschritten die Geburt war. Die Wehen kamen bereits in regelmäßigen kurzen Abständen. Als Edda Geske am Rande des Sumpfes gefunden hatte, war das noch nicht so gewesen. Doch inzwischen war mindestens eine Stunde, wenn nicht mehr, vergangen. Die Sonne war vom Himmel verschwunden und der Mond hatte ihren Platz eingenommen. Er war rund wie der Bauch von Geske.

Im ersten Augenblick hatte Edda ihre Tochter nicht erkannt. Sie war gerade beim Torfstechen im Bruchwald gewesen, als sie hinter einer Böschung eine Bewegung

wahrgenommen hatte. Sie hatte ihren Korb, in dem sie den Torf sammelte, abgestellt und sich vorsichtig näher geschlichen. Der Torf diente ihr als Brennstoff zusätzlich zum Holz, jedoch roch ein Torfffeuer recht stark und deshalb verwendete sie ihn nur, wenn das vorrätige Holz in ihrer Höhle knapp wurde. Vor allem aber nutzte sie Torf für ihre Gelenke, die gerade im Winter häufiger schmerzten. Sie legte dann jeweils einen Placken auf die betroffenen Stellen, umwickelte ihn mit einem Lappen und bald darauf entfaltete sich eine wohltuende Wärme, die tief in ihre Knochen eindrang. Edda strich ihrer Tochter sanft über die Wange. Abgesehen von ihrer Schwangerschaft hatte Geske sich auch sonst stark verändert, seit sie sie das letzte Mal gesehen hatte. Natürlich hatte sie sich in den vergangenen Jahren von einem jungen Mädchen zu einer Frau hin entwickelt, aber das war es nicht allein. Trotz des Glücks unter ihrem Herzen war Geskes Gesicht eingefallen und grau. Früher war Eddas Tochter eher rundlich gewesen und hatte stets einen rosigen Hautton gehabt. Ihr volles blondes Haar hatte immer mit der Sonne um die Wette gegläntzt, doch jetzt wirkte es strohig und zerrupft, das konnte nicht allein von der Schwangerschaft herrühren. Obwohl Geske damals fast ohne Abschied und in aller Heimlichkeit gegangen war, hatte Edda geahnt, dass ihre Tochter ihr Glück in der Stadt suchen würde. Geske hatte sich nie mit Ostfriesland verbunden gefühlt und auch nicht mit der Natur, obgleich diese ihr eine relativ sichere Heimat geboten hatte. Edda gab sich selbst die Schuld daran. Immerhin hatte sie ihre Tochter aus der Gemeinschaft herausgerissen, so dass sie allein mit ihr in der Isolation hatte aufwachsen müssen. Es war für sie

beide sicherer gewesen, dennoch hatte sie Geske um ein Aufwachsen in der Dorfgemeinschaft und vor allem um Freundschaften mit Gleichaltrigen gebracht. Darüber hinaus war das Leben mitten im Wald und dem angrenzenden Moor hart. Natürlich hätte Edda ihre Tochter auch in die Obhut einer der Dorffrauen geben und allein weggehen können, doch das hätte Geske sicher nicht vor der Gefahr bewahrt, die als ihre Tochter auf sie lauerte und irgendwann unerwartet aus dem Schatten heraustreten würde. Darum würde Edda es jederzeit wieder so machen wie damals. Als Geske etwas älter gewesen war, hatte sie versucht, es ihr zu erklären. Sie hatte es auch verstanden, dennoch hatte Geske sich gegen das Leben, das Edda für sie beide gewählt hatte, innerlich aufgelehnt. Das war schon so, als sie noch ein ganz kleines Mädchen gewesen war. Geske hatte stets lieber ihre hübsche Gestalt im spiegelnden Wasser bewundert, anstatt Kräuter zu sammeln. Dabei hatte sie das Dorfleben und damit die Eitelkeiten, die Menschen untereinander zutage brachten, niemals kennengelernt. Edda strich ihrer Tochter ein weiteres Mal über die Wange. Sie hatte den Heimatflecken mit ihr verlassen, als Geske erst wenige Wochen alt gewesen war. Es war zur Sommerzeit. Edda war damals instinktiv mit ihrer Tochter in die Sumpflandschaft gegangen, die von einem schmalen Streifen Wald umgeben war, in den sie sich zum Übernachten begeben hatte. Eines Abends hatte sie die Höhle entdeckt. Es war ein Zufall gewesen und sie hatte nahezu sofort für sich beschlossen, zu bleiben. In früheren Zeiten schien die Höhle von Wölfen oder wenigstens von einem genutzt worden zu sein, wie Edda anhand von Knochenresten vermutet

hatte. Zudem hatte sie ganz in der Nähe im Moor einen toten Wolf entdeckt. Sie nahm an, dass er auf der Suche nach einem eigenen Revier auf Wanderung gewesen war und in der Höhle, so wie sie und Geske, Unterschlupf gefunden hatte. Vielleicht hatte er sogar bleiben wollen, war dann jedoch verhungert, da er einen verletzten Hinterlauf hatte und nicht mehr jagen konnte. Bei seinem Anblick war Edda sich sicher gewesen, dass Fenrir, der im Sumpf lebende Dämon in Wolfsgestalt und Sohn der Riesin Angrboda und des Feuergotts Loki, ihr ein Zeichen gesandt hatte und sie ab jetzt unter seinen Schutz nahm. Aus Dankbarkeit hatte sie den jungen, durch sein Moorgrab unversehrten Wolf in die Höhle geschleppt, ihm das Fell abgezogen, es zum Trocknen aufgespannt und es ihrer Tochter im darauffolgenden Winter als wärmende Decke gegeben. Auf diese Weise hatte Edda Fenrir gezeigt, dass sie seinen Schutz annahm. Den Wolfskopf trennte sie von seinem Rumpf und steckte ihn auf einen Pfahl, den sie zwischen Sumpf und Höhle aufstellte. Sie vergaß keinen Tag, als Opfertag ein Stück Fleisch neben ihn zu legen. Die abgeschnittene Pfote des verletzten Wolfsbeins trug sie in einem Beutel, den sie an ein langes Lederband geknüpft hatte, das sie sich wiederum um den Hals gehängt hatte, als Talisman stets bei sich. Sie griff mehrmals am Tag an den Beutel, um Fenrir für ihr Leben zu danken. Auch jetzt umfasste sie ihn und murmelte dazu leise: »Danke, dass du mir meine Tochter wiedergebracht hast.«

Nachdem Edda Geske aus dem Sumpf heraus in die Höhle gebracht und auf das Lager gebettet hatte, hatte sie sie untersucht. Schweigend. Und auch vorher hatten sie keine Worte ausgetauscht: Als Geske im Sumpf aus

ihrer Ohnmacht erwacht war, hatte sie das Gesicht ihrer Mutter stumm, aber mit staunenden Augen betrachtet und Edda hatte ebenfalls nichts gesagt, sondern sie nur liebevoll angelächelt, während sie ihr ein paar Haare aus der Stirn strich. Zu mehr war ihr keine Zeit geblieben. Eine weitere Wehe hatte Geske überrollt, sie das Gesicht vor Schmerz verziehen und erstickt wimmern lassen. Danach hatte ihre Tochter sich eilig aufrichten wollen, doch war ihr Körper dafür zu schwach gewesen. Ängstlich wie ein waidwundes Reh hatte sie ihre Mutter angeblickt und Edda hatte gespürt, dass dieser Blick nichts mit der normalen Furcht einer Erstgebärenden vor dem, was noch kommen würde, zu tun gehabt hatte. Flink hatte sie Geske unter den Armen gepackt, ihr hochgeholfen und sich beeilt, mit ihr zur Höhle zu kommen. Sie hatten zweimal anhalten müssen, um Wehen vorüberziehen zu lassen, und da hatte Edda die Faust ihrer Tochter gesehen. Die Handknöchel waren bis hinunter auf die weißen Gelenke blutig aufgebissen. In der Höhle hatte Edda die Hand ihrer Tochter verbunden und ihr ein hartes Stück Holz gegeben, auf das diese auch jetzt wieder biss, während sie versuchte, ihr Kind aus sich herauszupressen. Edda nahm einen der mit Kamille getränkten Lappen und fragte sich, was ihre Tochter angetrieben hatte, zurück zu ihr zu kommen und dabei zu riskieren, auf dem Weg hierher fast ihr Kind allein im Sumpf zur Welt zu bringen. Sie würde Geske später fragen, wenn das Kind aus ihrem Leib heraus war und sie hoffentlich noch lebte. Das viele Blut, das Geske bisher allein hier in der Höhle verloren hatte, sprach eher dagegen, aber die ältere Frau hatte in ihrem bisherigen Leben gelernt, die Hoffnung erst

dann aufzugeben, wenn etwas unwiderruflich war. Sie stellte die Beine ihrer Tochter auf, spreizte sie auseinander und wusch etwas von dem Blut und Schleim, der aus Geske herausgekommen war, von deren Schenkeln. Währenddessen sang sie leise eine alte Weise, von der sie nicht wusste, woher sie kam, da sie von Generation zu Generation unter den Frauen in ihrer Familie weitergegeben worden war. Die Überlieferung besagte, dass die Weise nicht nur den Alten Göttern huldigte, sondern es vor allem erlaubte, mit ihnen in Verbindung zu treten. Und so schickte Edda mit den leise intonierten, melodisch aneinandergereihten Worten, die sich unablässig wiederholten, ihre Gedanken nach dem Göttersitz Asgard und bat, Geske am Leben zu lassen und auch das Kind in Geskes Leib nicht in die Unterwelt zu holen. Doch der Gesang hatte noch eine andere, viel direktere Wirkung: Er lullte denjenigen, der ihn auf Erden hörte, ein, nahm ihm Schmerz und Furcht und brachte ihn für einen Moment in die Zwischenwelt. So geschah es auch gerade mit Geske, die ihre Lider wieder geschlossen hatte und deren Gesichtszüge nun deutlich entspannter als eben noch waren. Edda beendete die Waschung von Geskes Beinen und legte, weiterhin summend, eine Hand mit leichtem Druck auf Geskes gewölbten Bauch. Die andere Hand schob sie in die Öffnung zwischen deren Schenkel. Was sie im Leib ihrer Tochter fühlte, ließ sie für einen Moment tief einatmen und ihren Gesang unterbrechen. Sie hatte es vermutet und jetzt Gewissheit. Das Kind lag falsch. Sie hätte in diesem Stadium der Geburt den kleinen Kopf fühlen müssen, stattdessen konnte sie die angewinkelten Beinchen des Kleinen fassen. Edda wusste, dass sie keine Zeit

verlieren und handeln musste, sonst riskierte sie den Tod des noch Ungeborenen, zumal auch Geske enorm geschwächt war. Sie würde jetzt versuchen, schnell das Kind zu holen, und danach konnte sie Geske stärken und ihre Blutungen stillen. Die ältere Frau nahm ihren Gesang wieder auf. Nun brauchte sie umso mehr den Beistand der Götter, und Geske, die in diesem Moment unter einer weiteren Wehe vom Schmerz gerüttelt wurde, würde er weiterhin betören. Die wohltuenden Klänge, die tief in Eddas Kehle entstanden und ihren gesamten Körper ausfüllten, leiteten sie an, das zu tun, was getan werden musste.

6. November 1367, am Ewigen Meer

EDDA STAND AUF DEM BOHLENWEG, der durch das Moor führte, und schaute zum nächtlichen Himmel hinauf. Der volle Mond – umgeben von einem Meer aus funkelnden Sternen, die sich auf dem Wasser spiegelten und an sich wiegende Glühwürmchen erinnerten – hatte ihr den Weg geleuchtet. Außerdem hatte ihr ein schmaler, flackernder Streifen in weiter Ferne zwar kein zusätzliches Licht, aber wenigstens eine Orientierungshilfe geboten – die Siedlung feierte das Winterachtsfest. Auch sie selbst hatte bereits am Morgen, als sie noch nicht gewusst hatte, dass der Abend ihr ihre Tochter zurückbringen würde, alles für ihr eigenes kleines Fest vorbereitet. Doch das würde warten müssen, zuvor hatte sie noch etwas zu erledigen und musste sich darüber hinaus um ihre Tochter kümmern. Ein plötzlicher Gedanke blitzte in ihrem Kopf auf. Was, wenn Geske und ihr Kind nicht durch Zufall heute bei ihr angekommen waren? Sollten sie die Opfertiere sein? Edda schüttelte ihren Kopf, als wollte sie eine lästige Fliege verjagen, und richtete ihren Blick wieder auf den flackernden Streifen, das Feuer, das die Siedlungsbewohner entfacht hatten. Alle waren dort versammelt und würden dem Beginn des Winters, den Ahnen und den Göttern, vor allem Hel, deren Zeit jetzt anbrach, huldigen. Der Frühling gehörte Freya, der Göttin der Fruchtbarkeit, und der Sommer Frigg, der Hüterin des

Herdfeuers und Haushalts. Hel aber war die Totengöttin, die Herrscherin der Unterwelt, von Helheim, das, fernab vom Licht der Sonne, tief unter der Erde lag und wo alles Sein entstand und wohin alles auch wieder zurückkehrte. Ab morgen, nach dem Winternachtsfest, würden sich die Menschen auf Erden deswegen in ihre Hütten zurückziehen und wie die Tiere für sich bleiben, um Kraft zu sammeln. Edda erinnerte sich für einen kurzen Moment wehmütig an die Zeit, als auch sie noch bei ihren Leuten gewesen war und eine feste Rolle während der Zeremonien innegehabt hatte. In diesem Jahr wurde das Vollmondfest recht spät abgehalten – sie schrieben den 6. November im Jahr 1367, ein Datum, das sie sicher niemals vergessen würde, dachte Edda und raffte ihre Schultern, um ihr Vorhaben in die Tat umzusetzen. Wie Geske wohl reagieren würde, wenn Edda zurückkam? Ob sie dann überhaupt noch reagieren konnte? In die Augenwinkel der Mutter stahlen sich Tränen hinein, die sie, fast schon grob zu sich selbst, mit dem Handrücken wegwischte. Sie seufzte. Geske hatte das Bewusstsein verloren, nachdem sie das Kind aus ihr herausgeholt hatte. Es hatte lange gedauert und als das Kind mit den Füßen zuerst aus ihrer Tochter gekommen war, war es blau wie die See nach einem heftigen Regen gewesen. Die dicke, noch pulsierende Nabelschnur hatte sich um seinen Hals gewickelt. Das Kind hatte nicht geschrien und sich auch sonst nicht geregt. Edda hatte gewusst, was das bedeutete. Ihre Enkelin – das Kind war ein Mädchen – war tot geboren. Sie hatte sie beiseite in einen bereits hergerichteten Weidenkorb gebettet. Es war der Korb, den sie gerade durch die Nacht trug und der fürs Erste das Kinderbettchen

hatte sein sollen, jetzt aber für immer ein Totenbett war. Edda schluckte und so sehr sie ihre Augen auch senken wollte, um noch einmal ihre Enkelin zu betrachten, zwang sie sich doch, es nicht zu tun. Sie wollte ihr Herz nicht schwerer machen, als es bereits war. Die Kleine hatte ihren Mund und die Augen bereits bei ihrer Geburt geschlossen gehabt, so dass Edda es nun nicht tun musste, damit die ausgehauchte Seele nicht wieder in den Körper zurückkehrte, sondern auf den Schwingen des Seelenvogels hinüber in die andere Welt gleiten konnte. Edda schluckte ein weiteres Mal und lenkte nun doch ihren Blick in den Korb. Dabei kam es der älteren Frau so vor, als strahlte der Mond eigens auf ihre so ruhig daliegende Enkelin, die in dem sanften Licht aufzuleuchten schien. Edda fühlte sich seltsam berührt. Behutsam strich sie dem toten Kind über den blonden Flaum auf dem kleinen Kopf. Dann knüpfte sie das Lederband mit der Wolfspfote von ihrem Hals und legte es dem Kind um – das war das Mindeste, was sie für die Kleine noch tun konnte, bevor sie sie auf ihre Reise schickte. Sie musste sich sputen, denn sie wollte Geske in ihrem Zustand nicht zu lange allein lassen.

Bevor sie die Höhle verlassen hatte, hatte sie ihre Tochter gewaschen und die Lippen mit dem Absud von Bohnenkraut, das sie vor längerer Zeit von einem fahrenden Händler gegen einen ihrer Körbe eingetauscht hatte, benetzt. Sie hatte das Kraut zuvor nicht gekannt, da es von weit her aus dem Süden der Welt, vom Mittelmeer her, kam, aber sie hatte es genommen, da der Mann ihr versichert hatte, dass es belebend wirke. Inzwischen hatte Edda herausgefunden, dass es auch Entzündungen bekämpfte, doch sie verwendete es nur sparsam. Sie

wusste schließlich nicht, ob sie dem Händler noch einmal begegnen würde, und die wenigen anderen Händler, die sie bisher nach dem Kraut gefragt hatte, kannten es nicht einmal. Auch bei Geske hatte die Pflanze ihre Wirkung nicht verfehlt und ihre Lebensgeister ange-regt. Sie war aus ihrer Bewusstlosigkeit wiedererwacht und hatte nach einem kurzen Augenblick der Orientierungslosigkeit ihr Kind sehen wollen. Edda hatte ihrer Tochter behutsam über die Stirn gestrichen und ihr sanft geantwortet: »Nein, Liebes, Hel hat es in ihre geschmückten Hallen geholt. Behalte es so in Erinnerung, wie du es in dir gespürt hast, und nicht, wie es jetzt aussieht. In deinem Leib war es noch dein Kind, jetzt ist es nur mehr eine Hülle.«

»Hel?«, hatte Geske mit schwacher Stimme gefragt, doch Edda hatte die Erschütterung herausgehört, oder war es eher Enttäuschung gewesen? Noch immer war Edda sich da nicht sicher, allerdings war es auch nicht wichtig. Ihre Tochter hatte ihr Kind, das sie viele Monate unter ihrem Herzen getragen und das sie sogar dazu bewogen hatte, wieder in die Heimat zurückzukehren, verloren und das bedeutete großes Leid. Eddas Herz krampfte sich bei diesem Gedanken zusammen und sie litt mit ihrer Tochter, denn sie wusste, dass diese Wunde niemals ganz verheilen würde. Darum hatte sie Geske in der Höhle das tote Kind auch nicht gezeigt. Sie hatte nicht gewollt, dass ihre stark geschwächte Tochter dem Tod so direkt ins Antlitz sah.

»Ja, Hel«, hatte Edda erwidert. »Sie liebt Kinder und wird gut zu ihm sein.«

Edda hatte dies nicht nur so dahingesagt, um ihre Tochter zu beruhigen, sie glaubte an dieses freundliche

Bild der Göttin. Sie hatte bewusst nicht von dem Christengott gesprochen, obwohl Geske wahrscheinlich in ihrer Zeit in der Fremde mit ihm gelebt hatte. So, wie die Menschen es inzwischen taten. Hier in Ostfriesland war es anders. Die Menschen in den Siedlungen beteten zum Christengott, ließen jedoch auch nicht von den Alten Göttern ab, wie sich in ihren Festen auch heute wieder zeigte. Unwillkürlich sah Edda zum entfernten Feuerschein. Sie selbst war auch zur Christin erzogen, damit sie und ihre Familie vor dem immer mächtiger werdenden Klerus nicht auffielen. Ihre Großmutter war es jedoch gewesen, die ihr die Alten Götter nahegebracht hatte. Sie hatte ihr auch die Weise vorgesungen und sie in die Heilkräuterkunde eingeweiht. Jetzt war sie selbst eine Großmutter. Eine Großmutter von einer Totgeburt, die in einer Vollmondnacht am Rande des Ewigen Meers stand, um ihre Enkeltochter in Hels Reich zu schicken. Edda hoffte inständig, dass sie mit ihrem Glauben an die Göttin recht hatte. Es wurden die unterschiedlichsten Dinge über die Herrscherin der Anderswelt erzählt. Die einen fürchteten sie als grausame Totengöttin, die anderen verehrten sie als die Mutter allen Lebens, denn dort, wo es den Tod gab, musste vorher das Leben sein und umgekehrt, damit der Kreislauf stabil blieb. Edda atmete einmal tief ein und wieder aus. Wie es auch war, es war nun nicht mehr zu ändern. Das Kind war tot und trotz ihrer Traurigkeit und so schwer es ihr auch fiel, anerkannte Edda den Tod als Teil eines Ganzen. Sie hatte diese Erkenntnis schmerzlich lernen müssen und war den Göttern dankbar, dass sie ihr dadurch überraschend wenigstens noch Zeit mit ihrer Tochter geschenkt hatten, zu der es sie jetzt in die